

Jesuiten und Juden

Eine zwar begreifliche, aber beklagenswerte Erscheinung der ersten Kriegswochen war die Spionenfurcht. Es genügte die geringste Auffälligkeit in Gang, Haltung, Sprache, Kleidung, in Farbe oder Linienführung des Gesichtes, und der laute Ruf „Russe“ oder „Spion“ brachte die harmlosesten Reisenden oft in die größte Gefahr.

Das war zu begreifen bei der ungeheuren Spannung der geängstigten Volksseele, in einer Zeit, wo fast jeder Tag neue Feinde meldete, die unser friedliches Vaterland mit Krieg und Vernichtung bedrohten.

Aber jetzt, nachdem die welterschütternde Tragödie vorüber ist, nachdem die furchtbaren Donnerschläge des Trommelfeuers der wehmütigen Besinnung heldenhaften Ertragens gewichen sind und alle Geister voll Erwartung, schaffend und hoffend, die Siegel der Zukunft zu lösen suchen, da sollte es keine derartigen Erscheinungen mehr geben. Heute, wo schwere Drangsale und große Gefahren von innen wie mit Posaunen des Weltgerichtes alle Gutgesinnten unter die Fahne des gemeinsamen Vaterlandes rufen, da ist es nicht zu verstehen, wenn mächtige Organisationen, wie z. B. der Deutsch-Völkische Bund, mit gespensterseherischer Furcht überall da Verräter und Feinde des Vaterlandes wittern, wo man keine Miene macht, ihnen Heeresfolge zu schwören. Die Leidenschaftlichkeit des einstweilen aussichtslosen Ringens gegen die wachsende Weltherrschaft des Judentums hat ihren Wortführern die Klarheit des Denkens geraubt. Sonst könnte es nicht möglich sein, daß sie in Wort und Schrift es versuchen, zwei so unversöhnliche Gegensätze wie Jesuitismus und Judentum, in der widerspruchsvollsten Chimäre vereint, dem deutschen Volke als ein durch Blut und Geist geschaffenes Bündnis vor Augen zu stellen.

Im überreizten Selbstgefühl des rassischen Instinktes wittert der Deutsch-Völkische Bund Judenblut in jedem, auch dem deutschen Jesuiten. Alles, was seit den achtziger Jahren der Antisemitenführer Hermann Ahlwardt über Juden und Jesuiten erdacht und eronnen hat, wird heute ohne Prüfung wiederholt, und aus dessen erfindungsreichem Pamphlet „Mehr Licht“¹ vom Jahre 1910 holt man sich die verrosteten Waffen, um wie ein Don Quixote gegen Windmühlen zu kämpfen.

Der Grundgedanke jener Schrift, der Ahlwardt den Untertitel gab: „Der Orden Jesu in seiner wahren Gestalt und in seinem Verhältnis zum Freimaurer- und Judentum“, ist heute das Lieblingsstück der deutsch-völkischen Kampfmelodien. Die Behauptungen Ahlwardts, dessen „Mehr Licht“ viele Jesuiten zu Juden macht, und dem der Orden „von Haus aus stark mit jüdischem Blut vermischt“ erscheint, kehren wieder z. B. in der Kampfschrift, die K. v. Widdumhoff im Großdeutschen Verlag, Weissenburg i. B., herausgab. Ihre Aufschrift klingt furchtbar: „Die entdeckten schwarzen Henker des deutschen Volkes und das blutige Komödienspiel um Bayern und Reich, um Hitler und Juden-

¹ Mehr Licht. Der Orden Jesu in seiner wahren Gestalt und in seinem Verhältnis zum Freimaurer- und Judentum. Dresden 1910, Freidenker-Verlag.

dorff“. Der Verfasser bereichert die von Ahlwardt aufgestellte Liste von „Jesuiten-“ und „Judenknechten“ noch um einige Namen, wie Prinz Max von Baden, Stresemann, Hermann Bahr und ganz besonders Kardinal v. Faulhaber. Für Ahlwardt war Jesuit, Jude und Freimaurer eins und dasselbe gewesen. Er schreckte deshalb nicht davor zurück, selbst Maximilian Harden zu einem Jesuiten zu machen. Zwar hätten sich nach ihm die Jesuiten, um in Deutschland Einfluß zu gewinnen, zuerst des Antisemitismus bedient. Dann aber, als die Juden Zugeständnisse machten, hätten beide sich zu gemeinsamen Geschäften verbündet, und so seien die jesuitisch-jüdischen Banken, großen Brauereien und Warenhäuser von Firmen wie Wertheim, Lieg, Israel u. a. entstanden. Ähnlich schreibt v. Widdumhoff: „Kein Zweifel, der Jesuitenorden ist ein im Geiste und Auftrag des Judentums entstandenes Gebilde, eine Filiale des jüdischen Blutbundes, ein jüdisches Tochterinstitut“ (S. 27). Vielleicht hat ihm sein Lehrer Ahlwardt als Beweis und Gewährsmann gedient, der folgendermaßen schließt: „Der Nachfolger Loyolas war der getaufte Jude Lainez, der unter den von Loyola geschaffenen kirchlichen Formen den Jesuitenorden in einen Geheimbund mit kirchlichem Gewande umänderte“ (a. a. D. 35).

Wer jemals mit solchen Kreisen zu tun gehabt hat, die mit gleich großen Vorurteilen sowohl dem Jesuitenorden als dem Judentum gegenüberstehen, weiß die Bedeutung und Ausdehnung solcher Anschauungen zu würdigen. Wie der Hergewahn vor dreihundert Jahren im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges, so herrscht bald in einem großen Teil der deutschen Welt die mit Haß gemischte Furcht vor dem vermeintlichen Dreibund: Judentum, Jesuitismus und Freimaurertum. Zwischen diesen drei internationalen Gesellschaften soll eine dreifache Verwandtschaft bestehen: Des Blutes, des Geistes und des Endzieles. Von dem letzten schreibt v. Widdumhoff: „Wenn der Jesuitismus mit seiner Riesenorganisation unter der Maske der Religion die Welt für den jüdischen Kapitalismus erobert haben wird, dann werden die jüdischen obersten Grade des Jesuitenordens mittels einer neuen Komödie die christlichen Scharen einem uns vorgegaukelten, wiederkommenden, in Jerusalem erscheinenden Messias (dem jüdischen Priesterkönig) zuführen. Dann wird die jüdische Religion als die wahre, biblische anerkannt werden und die gemeinsamen Ziele des Jesuitismus und Judentums erreicht sein“ (a. a. D. 29).

Der deutsch-völkische Prophet glaubt, mit seinen Vermutungen eine gewaltige Entdeckung gemacht zu haben. Daher der Titel der Schrift: „Die entdeckten schwarzen Henker“ usw. Den Schleier von jenem Geheimnis des unnatürlichen Bundes zwischen Judentum und Jesuitentum zu lüften, sei bisher noch niemand gelungen. Kein Wunder! „Das Geheimnis des Ordens“, schreibt er, „das größte aller Geheimnisse der Kirche, kann nur dadurch gewahrt werden, daß nur die Führer der oberen Grade Mitwisser desselben sind. Merkwürdigerweise sind diese meist Juden, woraus sich der innere Zusammenhang des Jesuitismus mit dem jüdischen Blutbund und den oberen Graden des Freimaurertums (ebenfalls Juden) von selbst ergibt“ (S. 11). Nun aber, nachdem die Schleier gelüftet, die schwarzen Henker entdeckt sind — lieb Vaterland magst ruhig sein!

Vielleicht wird es Herrn v. Widdumhoff und allen wahrheitsliebenden Vaterlandsfreunden im Deutsch-Völkischen Bund nicht unangenehm sein, wenn wir selber noch etwas mehr den Schleier von dem Geheimnis ziehen, das ihnen so großen Schrecken einflößt, und sie von der Furcht befreien, daß der Jesuitenorden voll Juden sitzt.

Zunächst stellen wir fest, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, daß der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, rassenreiner Bask, zwar kein Spanier von westgotischem Adel, aber doch ein Edelmann ohne irgend einen Tropfen jüdischen Blutes gewesen ist. Selbst Ahlwardt gibt zu, es sei „geschichtlich nicht nachweisbar, ob Ignatius dem Orden der Alombrados in früherer Jugend angehörte, in den sich viele Juden retteten, die gezwungen wurden, Christen zu werden“. Jüdische Abstammung zu behaupten, wagt Ahlwardt vollends gar nicht¹.

Die Herkunft des hl. Ignatius von einem altadeligen baskischen Rittergeschlechte, dessen Stammschloß heute ein Heiligtum christlicher Verehrung geworden ist, wird schon durch seinen Namen und sein Wappenschild bewiesen. Wie wäre es aber zudem anzunehmen, daß in jenen Zeiten, wo der spanische Adel, noch im Kampfe mit den Mauren, leidenschaftlich eiferte für die Reinheit des Glaubens und Blutes, ein Judenknabe auf dem Schlosse eines der vornehmsten Edelleute Kastiliens, Don Juan Velasquez de Cuellar, aus Freundschaft zu seinem Vater, aufgenommen und wie ein eigenes Kind erzogen worden wäre? Wie hätte ein Judensproßling es wagen können, in die Offizierslaufbahn einzutreten? Wie wäre es ihm gelungen, eine so hervorragende Rolle zu spielen, wie sie der Offizier Jüigo von Loyola bei der Belagerung von Pampelona gespielt hat? Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, auf die rassische Herkunft des Ordensstifters einen Schatten fallen zu lassen, so hätten sich seine Feinde in jener Zeit des hochgehenden Nationalismus einen solchen Vorwand nicht entgehen lassen. Eine derartige Tatsache konnte auch gar nicht verborgen bleiben. Dafür sorgten allenthalben eifersüchtige Neider, fanatische Eiferer und das mißtrauische Auge der spanischen Inquisition, deren Zweck es war, nach der Auswanderung der geseßestreuen Juden und Mohammedaner das Leben jener Familien, die damals oder früher das Christentum angenommen hatten, zu überwachen. In der engeren Heimat des hl. Ignatius, Guipuzcoa, gab es überhaupt seit Jahrhunderten keine Semiten. Das hat der beste Kenner der baskischen Kulturgeschichte, Pablo Gorosabel², ausführlich nachgewiesen. In der ganzen Landschaft, die schon ihrer Armut wegen für Juden wenig Anziehungskraft besaß, läßt sich keine Spur von einer Synagoge nachweisen. Im Jahre 1290 wurde für die Juden des Königreichs Kastilien, wozu auch jener Teil von Navarra gehörte, eine Steuerliste aufgestellt; doch im Verzeichnis geschieht keine Erwähnung von Guipuzcoa. Erst um 1398 läßt sich dort ein Jude nachweisen, Alben Arroyo,

¹ Jener „Orden der Alombrados“ war übrigens weiter nichts als eine kleine Sekte von Illuminaten, die mit dem Judentum nichts zu schaffen hatte. Wahr ist, daß Ignatius als Student wegen seines großen Eifers für das Gebet und seiner Erfolge in der Befehrung von Sündern als einer Irrlehre verdächtig, die auf eine Art Illuminatentum hinausläuft, vor dem Inquisitionsgericht angeklagt, aber freigesprochen wurde.

² Noticias de las cosas memorables de Guipúzcoa I (Tolosa 1899) 317 ff.

der sich aber, wie sein Stammesgenosse Gaon im Jahre 1463, nur vorübergehend dort aufhielt. Beide waren nämlich beauftragt, für die kastilische Krone Steuern einzuziehen. Bezeichnend ist, daß auch für diese fahrenden Juden die Verordnung eingeschärft wurde, in der Judentracht zu reisen. Wenn sich nach dem Ausweisungsbefehl von 1492, der zunächst die eigentlichen Kronländer Ferdinands und Isabellas betraf, trotzdem Juden aus Kastilien nach Navarra eingeschlichen hatten, so traf sie 1510 ein neues Verbannungsdekret der Regentin Doña Juana.

Dieselbe Tatsache stellt P. Nadal, ein Zeitgenosse des hl. Ignatius, mit rednerischem Schwung fest: „War Ignatius ein echter Spanier?“ ruft er aus. „Als ob man daran zweifeln könnte!“ ist seine Antwort. „Im Gegenteil, man mußte sagen: Er ist ein Spanier von reinem Blut, aus einem der edelsten Geschlechter der Provinz Guipuzcoa in Biscaya, einer Provinz, wo der Glaube stets rein und unverfehrt bewahrt geblieben ist, wo das Volk von den ältesten Zeiten her so treu und eifrig an seinem Glauben hängt, daß es keinen Neuchristen bei sich duldet, der sich unter ihnen niederlassen möchte. Und solange es Christen gibt, hat noch niemals einer den leisesten Verdacht des Abfalls vom Christentum auf sich gezogen“ (Nadal, Mon. Hist. Soc. Iesu IV 825).

Ist aber Ignatius nicht wenigstens ein „fast fanatischer Judenfreund“ gewesen, wie ihn vor drei Jahren P. M. Baumgarten in seinem Buche „Neue Kunde von alten Bibeln“¹ zu zeichnen suchte? „Das ist um so verwunderlicher“, schreibt Baumgarten (S. 391), „als er nicht nur Spanier, sondern obendrein spanischer Gascogner aus der Biskaya war. Dort hat es nie Blutmischung gegeben, wie in fast allen andern Teilen Spaniens.“

In der Tat! Einer der berufensten Biographen des Ordensstifters, dessen Schüler und Vertrauter, P. Ribadeneira, berichtet einige Anekdoten, darob die völkischen Glaubensgenossen haß erstaunen werden, wie es auch den beteiligten Zeitgenossen erging. Er schreibt: „Eines Tages, als wir mit andern zu Tische saßen, kam das Gespräch gelegentlich auch auf Ignatius, und er gab zu verstehen, er würde es für eine besondere Gunst unseres Herrn ansehen, falls er von jüdischer Abstammung wäre. Und er fügte den Grund hinzu, indem er sagte: ‚Wie? Sollte das nicht ein großes Glück sein, wenn ein Mensch Blutsverwandter sein könnte unseres Herrn und Unserer Lieben Frau, der Allerseligsten Jungfrau Maria?‘“²

Ferner: ein spanischer Edelmann, der viel mit Ignatius verkehrt hatte, Dom Pedro Zarate, erzählte ihm auf einer Reise von Belgien nach Italien 1559 folgendes Erlebnis. In einer Unterhaltung mit seinem baskischen Landsmann Ignatius habe er einmal seine Ansichten über die Notwendigkeit der Reinerhaltung des spanischen Blutes und katholischen Glaubens in der Heimat auseinander gesetzt, wie sie Gemeingut des ganzen Adels waren. Da habe Ignatius mit lächelnder Ruhe die Bemerkung gemacht, er würde seinerseits eine ganz besondere Gnadenbezeugung Gottes darin sehen, wenn er jüdischer

¹ Neue Kunde von alten Bibeln. Mit zahlreichen Beiträgen zur Kultur- und Literaturgeschichte Roms am Ausgange des 16. Jahrhunderts. Von P. M. Baumgarten. Krumbach 1922.

² Vgl. Monum. Ign. ser. IV, t. I, p. 398 f.

Abkunft wäre. Darob war der Edelmann so entsetzt, daß er sich bekreuzte. „Wie?“ rief er aus. „Ein Jude sein?“ Und zum Zeichen der Verachtung spuckte er auf den Boden. Ignatius aber sagte beruhigend zu dem Entrüsteten: „Urteile nicht zu früh, mein lieber Dom Pedro! Wir wollen uns nicht von nationalem Vorurteil allein oder rein menschlichem Gefühl fortreißen lassen, sondern den Überlegungen der Vernunft folgen.“ Dann habe er ihm gezeigt, warum er vom religiösen Standpunkt aus, der sich über nationale Engherzigkeit erhebt, eine so befremdende Ansicht habe aussprechen können¹.

Was folgt aus solchen Äußerungen des Heiligen? Sie bilden zunächst eine neue Bestätigung der Tatsache, daß kein Tropfen semitisches Blut in seinen Adern floß, genügen aber noch lange nicht, um auch seine Brandmarkung als „fast fanatischer Judenfreund“ zu rechtfertigen. Die Wahrheit ist, daß der geläuterte Blick des Priesters, Ordensstifters und apostolischen Vorkämpfers der katholischen Kirche sich über die engherzigen Vorurteile nationalistischer Gesinnung erhob und, getragen von dem religiösen Universalismus der Weltkirche, dem Paulinischen Gedanken huldigte, daß es in Christus weder Griechen noch Juden, weder Skythen noch Perser gibt, sondern alle gleich sind als Kinder Gottes.

Als Ignatius jene Bemerkungen machte, wollte er damit nicht etwa sein Bedauern ausdrücken, kein Jude zu sein, sondern nur seiner Verehrung für das große Geheimnis der Menschwerdung Gottes Ausdruck geben. Denn das ist klar: die Zugehörigkeit zu dem Volke, das der Welterlöser und Gottessohn zu dem seinen dem Fleische nach gemacht hat, muß als ein Gnadenvorzug der göttlichen Vorherbestimmung erscheinen. Freilich, sehr großen Wert hat er nicht; das lehrt uns Christus selber, indem er die geistige Verwandtschaft allein gelten läßt. Eine Frau des Volkes hat seine Mutter glücklich gepriesen: „Selig der Schoß, der dich getragen“, rief sie, „und selig die Brust, die dich genährt hat!“ Da entgegnete der Herr: „Gewiß, selig sind, die das Wort Gottes hören und es ausüben!“

Ignatius war aber doch der „Judenfreund“, heißt es; denn unter seinen ersten Gefährten sind Judensprößlinge. Ja, während andere Orden und der Weltklerus in Spanien die Judenchristen von ihren Reihen fern zu halten suchten, begünstigte Ignatius deren Aufnahme in seine Stiftung. Baumgarten schreibt: „Wenn Ignatius einen gerade getauften Juden, Giovanni Battista Romano, in die Gesellschaft aufnahm, wenn unter den Genossen der ersten Stunde mehrere waren, die jüdischer Abstammung oder jüdischer Verwandtschaft sich erfreuten, dann kann man es den spanischen Provinzialen gewiß nicht übel nehmen, wenn sie unbesehen jeden halbwegs brauchbaren Judensproß auch aufnehmen“ (a. a. D. 392). Er spricht von einer „überreichen Fülle der Judensprößlinge“ im Orden und fügt hinzu: „Alle Vorstellungen, oft sehr dringlicher Art, die dem Gründer über die Gefährlichkeit der rudelweisen Aufnahme von solchen Leuten gemacht wurden, ließen ihn völlig kalt.“ Schließlich macht er deshalb Ignatius verantwortlich für die großen Schwierigkeiten und gefährlichen innern Kämpfe, die später durch die

¹ A. a. D. und Mon. Hist. Soc. Iesu, Ribadeneira II 251.

Umtriebe solcher Neuchristen den Bestand der Gesellschaft Jesu in Gefahr brachten.

Wahr ist, daß Ignatius, seiner grundsätzlichen Auffassung getreu, niemand um seiner Nationalität willen allein von seiner Gründung ausgeschlossen wissen wollte; ob vornehme Geburt aus altkastilischem Adel oder arme Herkunft, ist an und für sich gleichgültig. Was entscheidet, sind die Fähigkeiten und der Ruf Gottes. Wie er aber gelegentlich in seinen Briefen ausführt, weiß und fühlt er ganz gut, daß Ehre und Beliebtheit des Ordens bei Hoch und Niedrig durch wahllose Aufnahme von Bewerbern jüdischen Ursprungs in Gefahr kommen konnten. Darum sollen die Kandidaten über ihre Herkunft Rechenschaft geben (Ex gen. c. 3, 2). In einem Brief an P. Faber vom Jahre 1545 schreibt er: „Was die Aufnahme von Neuchristen angeht, so denken wir hier so: die Gesellschaft muß in allem auf Erbauung für alle bedacht sein; und deshalb müssen ihre Mitglieder frei sein von jeglicher Makel, die eine gedeihliche Wirksamkeit unmöglich machen könnte.“ Er spielt damit auf die öffentliche Meinung in Spanien an, welche die Judenchristen mit Verachtung und Mißtrauen behandelte. Andererseits könnten aber, heißt es in dem genannten Schreiben, Verdienste, Talent und Heiligkeit des Lebens einen solchen Mangel aufwiegen und durch ihren Glanz den Grund der Unehre überstrahlen, ja gerade dadurch um so mehr beitragen zur größeren Ehre Gottes. Faber möge also bei der Aufnahme von Neuchristen nach eigenem Ermessen vorgehen, unter Berücksichtigung der Landessitten (Mon. Ign., Ep. I 336). An den Provinzial Araoz ließ er um 1549 auf dessen Anfrage wegen der wiederholten Aufnahme von Judenabkömmlingen antworten, er solle sich an die früheren Bescheide halten. Araoz empfand nämlich sehr die Gefahr für den Ruf der Gesellschaft, wenn solche Kandidaten in größerer Zahl aufgenommen wurden, und drängte auf ein Verbot der Aufnahme. Doch Ignatius ging nicht darauf ein. Nur verlangte er mehr empfehlende Eigenschaften („más otras partes“) und stellte es anheim, jene Kandidaten nach Italien zu schicken (Mon. Ign., Ep. II 623). Freilich, wenn er feststellen konnte, daß manche Neuchristen den Edelleuten und Altkristen in keiner Beziehung nachstanden, so machte er auch schlechte Erfahrungen genug (ebd. V 335). In einem Brief an den portugiesischen Provinzial, der ihn 1554 wegen der Aufnahme des Enrique Enriquez um Weisung gebeten hatte, heißt es: „Die Herkunft aus jüdischem Geschlecht ist kein Hindernis der Aufnahme in die Gesellschaft, obgleich es nötig ist, bei ihnen besser zuzusehen, ob die Gründe hinreichen. Denn vielfach finde man, daß derartige Leute nachher sich als schwierige Charaktere zeigen“ (ebd. VI 569). Gerade jener Kandidat, um den es sich damals handelte, sollte wirklich später ein großes Sorgenkind der Gesellschaft und zur Zeit des Generals Aquaviva recht unangenehm werden.

Wenn man also in dem Sinn sagen will, Ignatius sei ein Judenfreund gewesen, als er die nationalen Vorurteile und die natürliche Abneigung seines Volkes gegen die semitische Rasse nicht teilte und trotz der judenfeindlichen Strömung seiner Zeit, die Tore seines Ordens für sie offen hielt, so mag man das immerhin tun. Nur muß man auch zugeben, daß er hierin dem Geiste Christi und der Kirche folgte, die keine Rasse von ihrem Schoße, keine Volksschicht von ihren Ämtern ausschließt. Im übrigen

war Ignatius weit entfernt von jeglicher Art Vorliebe eines „fanatischen Judenfreundes“.

Auch das wollen wir gerne zugeben, daß infolge seines Vorangehens und der von ihm gegebenen Lösung die spanischen und portugiesischen Provinzen sehr bald recht viele Abkömmlinge von jüdischen Vorfahren in ihren Reihen zählten. Wie viele es gewesen sind, läßt sich nicht feststellen. Schon in dem Kreise, dessen Mittelpunkt Ignatius selber war, gab es manchen Jesuiten semitischen Ursprungs. Daß aber sein Geheimsekretär Polanco, der auch unter den folgenden Generälen im Amte blieb, ein Abkömmling von Judenchristen gewesen sei, läßt sich auf keinen Fall nachweisen. P. M. Baumgarten stellt zwar die alte Behauptung von neuem auf, doch ohne einen Beweis zu versuchen. Juan de Polanco stammte aus einer hochangesehenen Familie uralten Christentums in Burgos, die von dem Städtchen Polanco bei Santander dorthin übergesiedelt war. Sein Vater bekleidete in Burgos das Amt des königlichen „Regeador“. In der Nikolauskirche der damaligen Hauptstadt von Kastilien hat sein Großvater einen Altar gestiftet und liegt daselbst begraben. In Polanco aber, an der rechten Wand der Pfarrkirche, nahe beim Chor, steht der Besucher die Grabsteinplatte des Juan Lopez de Polanco, von dem Juan Alonso de Polanco, der berühmte Geheimsekretär des hl. Ignatius, im sechsten Grade abstammt. Also bis ins sechste Glied aufwärts läßt sich das Ansehen und christliche Bekenntnis der Familie Polancos als bereits traditionell nachweisen¹. Es bleibt also nichts übrig, als seinen Namen von der Liste der Marañones oder Judensproßlinge zu streichen. Wie mag es aber gekommen sein, daß man ihn trotzdem verdächtigte? Als nach dem Tode des hl. Franz Borgia die dritte Generalversammlung in Rom zusammentrat, um sich ein neues Oberhaupt zu wählen, hatte natürlicherweise der interimistische Geschäftsleiter Polanco die meiste Aussicht, gewählt zu werden. Doch, wie Ribadeneira berichtet, bestand gegen ihn besonders bei den portugiesischen Patres starke Abneigung. Leicht begreiflich bei einem so hervorragenden Mann, der seit Jahrzehnten die rechte Hand der Generäle gewesen war und als Sekretär manch einem bittere Wahrheiten hatte schreiben müssen. Namentlich scheint die Judenfrage, in der auch Franz Borgia trotz aller Vorstellungen wie Ignatius vorangegangen war, eine Rolle zu spielen. Man schrieb die Schuld Polanco zu und verdächtigte ihn als Judenfreund. Um dessen Wahl zu hintertreiben, ließ sich der portugiesische Abgeordnete P. León Henriquez von König Sebastian und dem Kardinal-Infanten Henrique Empfehlungsbriefe an Papst Gregor XIII. mitgeben, worin jene Hohelken ersuchten, es möge der Papst die Wahl eines Judenchristen oder Judenfreundes zum Jesuitengeneral verhindern. Im Briefe des Kardinal-Infanten heißt es: „Pido encarecidamente á Vuestra Santidad que, con su gran prudencia, provea que non sea elegido General de la Compañía ningún cristiano nuevo, ni ninguno que les favorezca.“²

Die Judenfreundschaft war es gerade, was man gegen Polanco ins Feld führen wollte. Als aber P. León Henriquez in Rom sah, daß sein Grund

¹ Vgl. Mon. Hist. Soc. Iesu, Polanci Complementa II 835.

² Vgl. Astrain, Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España III 6.

dort wenig Eindruck machen würde, verband er sich mit P. Benito Palmio, dem Assistenten und Führer der italienischen Provinzen, und sie erreichten auf nationalistischer Grundlage ein päpstliches Verbot, das später zum Wunsch gemildert wurde, es möchte die Versammlung keinen Spanier wählen. Der Zweck ward auch so erreicht: Polanco wurde tatsächlich nicht General, sondern der Belgier Mercurian.

Nachdem ich im Vorigen der Wahrheit Zeugnis gegeben habe, vielleicht nicht ohne die Anbeter des Rassenidols doch zu enttäuschen, so nenne ich jetzt einen Namen, bei dem sie völlig Recht bekommen: Jakob Lainez, einer von den ersten Gefährten des hl. Ignatius und dessen Nachfolger im Generalat, stammt wirklich von jüdischen Vorfahren ab. Als in der Geschichte der Gesellschaft Jesu von Francisco Sacchini um 1614 die Behauptung erschien, der zweite General der Jesuiten habe einer neuchristlichen Familie angehört, erhob sich in ganz Spanien ein Schrei der Entrüstung. Die Provinzialversammlungen von 1622 richteten an den General Vitelleschi das dringende Ersuchen, die Verbreitung des Buches nur nach Tilgung jener Behauptung zu gestatten¹. Doch genauere Nachforschungen bestätigten die Behauptung des Geschichtsschreibers so glänzend, daß man sich wundern muß, wie jene Tatsache so schnell vergessen worden war. Sacchini nennt unter einer größeren Anzahl von zeitgenössischen Zeugen auch drei spanische Jesuiten. Als ferner im Jahre 1557 zu Rom ein Büchlein von einem Bischof Cesarino die gleiche Behauptung aufgestellt hatte, blieb diese ohne Widerspruch. Der beste Kronzeuge ist aber P. Nadal, einer der angesehensten Jesuiten der ältesten Zeit. Von Lainez als Visitator nach Spanien geschickt, fand er 1562 am königlichen Hof und beim Hochadel nicht geringe Abneigung gegen den General. Und der Grund war, wie er ausdrücklich sagt, dessen Herkunft. Er spricht von einer „Aversio magnatum et quidem eorum, qui nostri erant patroni, a patre Generali, propter genus“ (Epist. P. Hier. Nadal II 82). Nach dem Zeugnis des P. Nadal waren jedoch schon die Urgroßeltern von Lainez christlich gewesen. Es fehlte also in seinem Stammbaum nur ein Glied, so hätte ihn die öffentliche Meinung Spaniens als vollgültigen Christen und ebenbürtigen Volksgenossen anerkannt. Denn erst wenn eine bekehrte Familie sich durch fünf Geschlechter als treu katholisch und vaterländisch gesinnt bewährt hatte, galt sie nach den Satzungen der Inquisition als rein im sozialen und religiösen Sinn. Um diese strenge, man möchte sagen engherzige Auffassung zu verstehen, müssen wir uns die Entwicklung der spanischen und portugiesischen Geschichte vor Augen halten. In dem jahrhundertelangen Ringen des christlichen Adels und Volkes gegen die Herrschaft der seit 711 eingedrungenen Araber, waren die zahlreichen Juden allezeit Bundesgenossen der Eroberer gewesen. An den Höfen der maurischen Könige von Murcia, Granada, Sevilla, Valencia, Cordova usw. besaßen sie einflußreiche Stellen als Staatsmänner und Gelehrte. Die Maurenherrschaft bedeutete ihr goldenes Zeitalter. Als nun aber der Kampf um Heimat und Religion durch die Eroberung Granadas seinem Abschluß entgegenging, war auch das Schicksal der Juden, die noch in letzter Zeit durch eine große politische Verschwörung das Schicksal hatten abwenden wollen, endgültig besiegelt.

¹ Vgl. Astrain a. a. D. I 73 ff.

Das Ideal der Reinheit der Rasse und Religion und das Verlangen, für alle Zeiten der Gefahr semitischer Überrumpelung vorzubeugen, beherrschte die ganze spanische und portugiesische Nation. Unter dem Wehen dieser allgemeinen Stimmung wurde den Juden, wie auch später den unbotmäßigen Mauren, die harte Wahl gestellt, entweder die Religion des Landes anzunehmen und Christen zu werden oder auszuwandern. Es war das Jahr 1492, das gleiche, in welchem Christoph Columbus auszog, um den katholischen Königen Ferdinand und Isabella eine neue Welt zu erobern. An 30000 Judenfamilien wanderten damals nach fremden Ländern. Da sich Portugal Spaniens Beispiel angeschlossen, gab es auch dort kein Halten. Sie zogen hauptsächlich nach Holland, Deutschland und später nach England, andere nach Italien, Afrika und dem Osten. Die übrigen, und es gab deren nicht wenige, ließen sich taufen. Viele hatten schon in den vorhergegangenen Zeiten der nationalen Wiedergeburt Spaniens das Christentum angenommen. Es war jedoch Tatsache, daß eine große Menge den christlichen Glauben nur nach außen bekannte. Im geheimen und im Herzen blieben sie Juden, ließen ihre Kinder beschneiden, beobachteten das mosaische Gesetz und lästerten über die Geheimnisse des Christentums. Daher blieb die spanische Bevölkerung gegenüber solchen Neuchristen, „*maraños*“ genannt, sehr mißtrauisch und behandelte sie mit Verachtung. Die Inquisition hatte ein scharfes Auge auf ihr Benehmen, bis eine hundertjährige Prüfung ihre Treue bewährt hatte. Von Lainez nun versichert Nadal ausdrücklich, daß seine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern gute Christen gewesen „*secundum saeculum nobiles, moribus autem vitaeque et privilegiis tales, ut numquam eius domus habuerit notam Sanctae Inquisitionis*“ (vgl. Astrain a. a. D. 75).

Nach all dem Gesagten kann es nicht wundernehmen, wenn selbst im Schoße der Gesellschaft Jesu eine Art Judenfrage entstand und das Problem der Aufnahme von semitischen Kandidaten immer brennender wurde. Noch zu Lebzeiten des hl. Ignatius hatte sie eine Rolle gespielt, nämlich in dem Kampfe des Erzbischofs und Kardinals Siliceo von Toledo. Dieser Kirchenfürst hatte für seinen Sprengel die Abkömmlinge von Juden und Mauren von der kirchlichen Laufbahn ausgeschlossen und verlangte mit Ungestüm, die Jesuiten sollten ihren Orden ebenfalls allen *maraños* und *Moriskos* verschließen. König Philipp II. griff schließlich vermittelnd ein. Der Kardinal versprach den Söhnen des hl. Ignatius die größten Erweise seines Wohlwollens, wenn sie wenigstens in seinem Sprengel nur echte Spanier zuließen. Auch sah er es nicht gern, wenn die Oberen Verkehr pflegten mit dem seligen Juan d'Avila, dem Apostel Andalusens, der nicht rassenrein war. Doch der lakonische Bescheid des Ordensoberen lautete: „Auf die Pläne des Erzbischofs einzugehen und unsere Konstitutionen nach seinen Verordnungen umzugestalten, daran ist gar nicht zu denken. Es möge der Erzbischof sich um das kümmern, was seines Amtes ist!“ (Ep. Ign. III 13.)

Nun war es gerade jener große Seelenführer Juan d'Avila, der den Jesuiten viele seiner Schüler zuführte. Ein großer Teil davon waren ebenfalls *maraños*, andere meldeten sich, die wegen des dort herrschenden Antisemitismus vor der Gelübdeablegung aus andern Orden ausgetreten waren oder nicht in den Weltklerus eintreten konnten. Auch innerhalb der Gesellschaft erhob sich bald lebhafter Widerspruch, so daß z. B. die beiden *Patres*

Gaspar de Loarte und Diego de Guzman, durch Avila für die Gesellschaft Jesu gewonnen, sich beim Provinzial Araoz beschwerten. Um diese beiden Novizen, schon berühmte Professoren, hatte es sich gerade gehandelt. Einer von ihnen war sicher Neuchrist; beide gehörten zu einem engeren Kreise neuchristlicher Gelehrter, deren Führer, Magister Carleval, zur selben Zeit sich vor der Inquisition zu verantworten hatte. Der Haß gegen die Marañños mußte sich auf die Jesuiten übertragen, falls man nicht irgend welche Maßnahmen ergriff.

Auf wiederholte Anfragen ließ Ignatius antworten: „Was die Frage der Ausschließung von *cristianos nuevos* betrifft, so kann sich unser Vater nicht davon überzeugen, daß diese Gottes Wille sei. Wohl aber scheint es ihm, daß solchen Kandidaten gegenüber größere Umsicht am Plage ist. Wenn man dort wegen der Stimmung des Hofes oder des Königs sie nicht glaubt aufnehmen zu dürfen, so schickt sie hierher, vorausgesetzt, daß sie brauchbar sind, wie schon mehrmals geschrieben wurde. Denn hier schaut man nicht so ängstlich darauf, von welcher Rasse jemand sei, der ein tüchtiger Mensch ist, wie ja auch zur Aufnahme die vornehme Geburt nichts nützt, wenn die andern Erfordernisse fehlen“ (Mon. Ign. V 335).

Unter dem Generalat von Lainez scheint die Frage vorerst geruht zu haben, wohl mit Rücksicht auf den General selber, von dem bekannt war, daß sein christlicher Stammbaum nicht weit hinaufreichte. Trotzdem blieb sie nicht unbesprochen. Namentlich war es der feurige Antonio de Araoz, ein Neffe des hl. Ignatius, der mit beharrlichem Eifer wie bei seinem Oheim, so auch bei Lainez für die Ausschließung der Judenchristen arbeitete. Das geht ganz klar hervor aus den Schilderungen des P. Ribadeneira, der in einem Gutachten an den General Aquaviva im Jahre 1608 den Beweis führt, daß die ersten Gefährten und Schüler des Ordensstifters alle gleich Ignatius keine Ausnahmegesetze zulassen wollten. Er zitiert mehrere Briefe, in denen Lainez die Zumutungen des Araoz entschieden zurückgewiesen habe. Zum Teil sind diese zwar verloren gegangen. Doch dafür sind andere vorhanden, die nicht minder deutlich reden. So schreibt z. B. Lainez unter dem 23. November 1564 an Araoz: „Was die Aufnahme von solchen Personen betrifft, die von einer Makel behaftet sind, so wiederhole ich, daß man hier, in Rom, nur diejenigen zurückweist, deren Makel auf göttliches oder kirchliches Recht zurückgeht. Sonst, wenn die Makel nur auf eingebildeten Vorurteilen beruht, halte ich es für genügend, wenn man in den Ländern, wo diese Vorurteile herrschen, wenige oder gar keine aufnimmt, um der Härtherzigkeit der Menschen willen. In andern Gegenden haben wir keinen Grund, das Heil der Kandidaten und der Seelen, für welche sie einst arbeiten werden, zu hindern“ (vgl. Mon. Hist. Soc. Iesu, Lainez VIII 311 312, V 621). Es blieb also alles beim alten.

Unter Franz Borgia aber lebte der alte Streit wieder auf. Im Jahre 1572 schrieb P. Ramirez, der berühmteste Prediger Spaniens, nach Rom, das Kolleg von Cordova zähle über 600 Zöglinge, die Söhne des ganzen Adels der Stadt. Sie seien alle sehr fromm und der Gesellschaft zugetan, und doch trete keiner in sie ein, während viele Dominikaner würden. Und der Grund? Das Kolleg stehe im Rufe, es sei ganz verjudet. Wenn aber einmal

einer in die Gesellschaft eintrete, so betrachte man das als eine Art Schandfleck für die Familie. Und er schließt also: „Ew. Paternität möge wissen, daß für Cordova dieser Ruf etwas Furchtbares ist“ (Ep. Hisp. XVIII, B., 314).

Auf die Dauer mußte es fraglich werden, ob der Orden in Spanien und Portugal, wo die gleichen Schwierigkeiten bestanden, wenn auch in geringerem Maße, sein Ansehen weiter aufs Spiel setzen wollte. Schon begann die Inquisition, mit schlecht verhaltenem Mißtrauen das Einströmen so zahlreicher Neuchristen, die noch ihrer Aufsicht unterstanden, zu beobachten. Ihr Argwohn trat zum ersten Male offen hervor, als in der unglückseligen Frage der Rechtgläubigkeit, die über dem Erzbischof Carranza von Toledo schwebte, der gelehrte Jesuit Francesco Toledo von Papst Pius V. den Auftrag erhielt, einige Lehrsätze des Angeklagten zu prüfen. Toledo war Judensproßling. Sofort legten die Inquisitoren gegen seine Ernennung Verwahrung ein. In einem Gutachten, das dem Inquisitionsrat vorgelegt wurde, heißt es, Toledo stamme aus einer wohlbekannten, sehr verachteten Judenfamilie in Cordova. Sein Großvater habe wegen jüdischer Gesinnung kirchliche Buße tun müssen, und der Berichterstatter „glaubt“, daß dessen Mutter und Großeltern die Strafe des Feuertodes erlitten (vgl. Astrain, Hist. Soc. Iesu II 65). Folgerichtig wäre es „empörend und eine große Schande“, wenn „ein Mensch solcher Abkunft mit einer Angelegenheit der heiligen Inquisition, und zwar von so großer Bedeutung für die ganze Kirche betraut würde“.

Im Jahre 1573 mahnte P. Navarro in einem Briefe nach Rom zu größter Vorsicht in der Auswahl der Novizen, besonders in Spanien. Denn „der König“, schreibt er, „der Adel und die Inquisitoren haben sehr wenig Achtung und noch weniger Vertrauen auf die nicht Rassenreinen“. Die Mitglieder des Glaubensgerichtshofes schienen um so mehr Grund zum Argwohn zu haben, als der Jesuitenorden sich beharrlich weigerte, irgend welches Amt als Richter an der Inquisition zu übernehmen.

Zur Zeit, als Aquaviva an der Spitze des Ordens stand, lauteten die Nachrichten höchst beunruhigend. Ein Inquisitor von Granada, Dr. Salcedo, wandte sich 1587 unmittelbar an den General. „Ich bin Inquisitor von Granada“, schrieb er, „und ohne Ew. Paternität zu kennen, erlaube ich mir, diese Zeilen zu schreiben, da ich die Gesellschaft mehr als irgend jemand liebe. Ich möchte Ew. Paternität bitten, auf eine Sache zu achten, die für uns hier von großer Bedeutung ist. Und das ist, daß für die leitenden Stellungen und höheren Ämter nur Männer reinen Blutes genommen würden, und daß man zurückhaltender sein möge in der Zulassung solcher, die es nicht sind, namentlich wenn sie dafür sehr bekannt sind. So machen es auch die übrigen Orden Spaniens, und sie haben sich dabei recht gut befunden.“ Wie aus einem Briefe des P. Pablo Hernandez hervorgeht, glaubte man schon, fast alle (casi todos) jungen Jesuiten seien dort jüdischen oder maurischen Geschlechtes, Neuchristen (de linaje nuevo). Jene Abneigung des ganzen Adels und Klerus von Spanien gegen die jüdischen Neubekehrten ging nämlich Hand in Hand mit der bis zum Haß gesteigerten Erbitterung gegen die Moriskos, die Nachkommen des ehemaligen Herrenvolkes, von dem nur ein geringer Teil Ende des 15. Jahrhunderts ausgewandert war.

Die maurische Bevölkerung in den südlichen Königreichen machte der Regierung Karls V. und Philipps II. noch viel zu schaffen. Zu wiederholten Malen mußte ein regelrechter Krieg die Ruhe wiederherstellen. In dem Aufstand von Valencia, wo auch ein Judensohn namens Bilbao eine Rolle spielte, hatten die Moriskos den Islam wieder angenommen. Sie erlagen aber den Waffen der Landsknechte des jungen Königs Karl. Noch blutiger war der Krieg Philipps II. gegen die Mauren von Granada in den Jahren 1568 bis 1570. Die Maurenchristen unterhielten geheime Verbindungen mit den Hugenotten in Frankreich und den Mauren in Afrika. Zu gleicher Zeit lag ganz Europa im Banne des TürkenSchreckens. Bei solchem Stand der Dinge läßt sich verstehen, mit welchem Ingrimm der nationale Spanier die Gefahr beobachtete, welche vonseiten der maurischen und jüdischen Bevölkerung drohen konnte. Philipp II. hatte etwa 100 000 Moriskos aus dem Königreich Granada des Landes verwiesen. Unter seinem Nachfolger Philipp III. planten die Mauren in Valencia einen neuen Aufstand und suchten ein Bündnis mit Heinrich IV. von Frankreich, dem sie im Falle eines französischen Einmarsches bis 200 000 Mann zu stellen sich erbieten. Dieser Anschlag sollte ihr Schicksal besiegeln. Am 22. September 1609 erschien das Verbannungsdekret für die Mauren von Valencia. Im folgenden Jahre wurde es auch in den andern Königreichen verkündigt. Nur wer sein gutes Christentum durch amtliche Zeugnisse nachweisen konnte, durfte bleiben. So mußte über eine halbe Million Menschen das Land verlassen. Die nationalistischen Spanier glaubten sich jetzt erst sicher und priesen die grausame Verordnung des Königs als ein heldenmütiges Werk, während andere widersprachen. Die religiöse Einheit Spaniens und die rassische Gleichheit waren erreicht, freilich um einen ungeheuren Preis.

Auf dem Hintergrunde dieser Vorgänge spielen sich nun, wenn auch in kleinerem Kreise, die Bestrebungen und Kämpfe ab, die im Schoße der Gesellschaft Jesu die Zeit des Generalats Aquaviva kennzeichnen. Die Rücksicht auf die politischen Zustände und herrschenden Strömungen, die beständigen Befürchtungen, Vorstellungen, Klagen, Warnungen, die aus Spanien und dem mit ihm vereinigten Portugal herübertönten, bestimmten schließlich den General im Jahre 1592 zu einem Verbot der Zulassung von Neuchristen in Spanien. Flugs kamen auch schon Dankesbriefe und Zustimmungsschreiben. Der Provinzial von Andalusien schrieb am 4. Juni: „Sehr bedeutungsvoll und notwendig erschien mir die Verordnung Ew. Paternität, daß wir uns freihalten von den Angehörigen der gebrandmarkten Rassen. Und so werde ich die Verordnung treu ausführen; denn es ist wahrhaftig an der Zeit, daß wir die Gesellschaft reinigen von derartig beleumundeten Bestandteilen, die ihr nur eine Last werden, zu unserem Schaden und zum großen Argernis der besseren Kreise und des Heiligen Offiziums“ (Astrain a. a. D. 592).

Die entscheidende Tat jedoch, welche auf einen Schlag die grundsätzliche Stellungnahme des Ordens und die Praxis ihrer Leitung auf neuen Bahnen festlegte, geschah auf der fünften Generalversammlung, die Anfang November 1593 in Rom zusammentrat. Es war eine außerordentliche Tagung, gewissermaßen extrokt durch die Quertreibereien einer Anzahl ebenso unruhiger und neuerungsfüchtiger als

begabter und angesehener Mitglieder meist spanischer Nationalität. Sie erstrebten nichts Geringeres als eine grundstürzende Änderung der Ordensverfassung. Jene Versammlung, zusammengesetzt aus 64 Vertretern aller Provinzen des Ordens, machte am 23. Dezember ein Gesetz, das für alle Zukunft die Aufnahme von Kandidaten aus jüdischen und maurischen Familien verbot. Nicht einmal der General sollte die Vollmacht haben, in außergewöhnlichen Fällen eine Ausnahme zu gestatten. So stark war der Geist der Abneigung, der jene Versammlung beherrschte, daß fortan selbst solche Mitglieder, die schon jahrelang im Schoße der Gesellschaft gelebt hatten, ohne daß man um ihre fremde Herkunft wußte, entlassen werden sollten, falls sie nicht die Professgelübde abgelegt hatten oder der General anders entschied¹.

Trotz aller Einflüsse von außen, ja sogar ungeachtet der argwöhnischen Haltung der Inquisition und der vereinigten Kronen von Spanien und Portugal hätte die judenfeindliche Partei keinen so vollständigen Sieg erröchten, wenn nicht eine auffallende Tatsache allen die Augen geöffnet hätte. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Mehrzahl der unbotmäßigen Unruhestifter, die an den Grundfesten des Ordens rüttelten, jüdischer Abkunft war. Ein Vertreter der Provinz Kastilien, Miguel Marcos, versicherte in der Versammlung mit aller Gewißheit, daß von den 27 führenden Jesuiten, die beim König und am päpstlichen Hof die Verfassung der Gesellschaft bekämpft hatten, 25 Juden sprößlinge waren und von den zwei übrigen sei einer wahrscheinlich gleicher Herkunft. Der spanische Vistator Gil Gonzalez hatte am 24. April

¹ Cong. V, d. 52 53: Quoniam Societatis ministeria eo maiori cum fructu in communi animarum salute procuranda exercentur, quo Nostri longius absunt ab iis hominum conditionibus, quae aliis offendiculo esse possunt; ii autem qui a progenitoribus modernis christianis descendunt, plurimum et offendiculi et detrimenti (quemadmodum diuturna experientia compertum est) ordinarie in Societatem invehere consueverunt; ob eam causam multi efflagitaverunt, ut praesentis Congregationis auctoritate statueretur: ne ullus posthac in Societatem admittatur, qui ex Hebraeorum aut Saracenorum genere descendat; et si quispiam eorum per errorem admissus fuerit, cum primum de hoc impedimento constiterit, a Societate dimittatur. Placuit autem Congregationi universae statuere, quemadmodum praesenti suo decreto statuit: ut nullus omnino ex huiusmodi hominibus, qui ex Hebraeorum aut Saracenorum genere descendunt, deinceps in Societatem recipiatur. Quodsi eorum quispiam errore aliquo admissus fuerit, cum primum de hoc impedimento constiterit, quocumque tempore ante professionem id detegatur, admonito prius Praeposito Generali et expectato eius responso, dimittatur. De qua re omnes ante admissionem perspicue admonendi erunt. Quamquam enim Societas pro communi salute omnibus omnia fieri optat, ut quos poterit, Christo lucrifaciat; non tamen necessum est, ut suos ministros ex quovis hominum genere desumat. Quin potius ad maiorem Dei gloriam perfectionemque propositi sibi finis assecutionem convenientius est, ut eos habeat operarios, qui omnibus aliis nationibus in toto orbe gratiores sint, et quibus in Ecclesia Dei libentius et fidentius utantur ii, quorum voluntas bene aut male in nos affecta (ut sanctae mem. P. Ignatius ait) multum habeat momenti, ut aditus ad divinum obsequium et animarum auxilium aperiatur aut praecludatur. Caeterum, cum circa huius decreti vim et efficaciam dubitatio exorta esset: utrum, quod eo decreto prohibetur, inter essentialia impedimenta, quae a Societate omnino excludunt, referri; an potius indispensabile tantum impedimentum decerni oporteret; tandem, post multa in utramque partem allata, Congregatio declaravit et statuit: hoc decretum non essentialis, sed indispensabilis vim obtinere; sic scilicet, ut nullus omnino Superior, ac ne ipse quidem Praepositus Generalis in eo dispensare possit, atque ita deinceps in Societate integre inviolateque servandum esse.

jenes Jahres an den General Aquaviva folgendes berichtet: „P. Alonso Sanchez ist mit der Inquisition und andern Persönlichkeiten in Unterhandlung getreten, wonach die Gesellschaft angesichts ihrer schlimmen Erfahrungen mit den Neu-Christen auf der kommenden Generalversammlung unbedingt gegen sie Stellung nehmen muß. . . . Sicher ist, daß ich zur Zeit meines früheren Wirkens für sie eingetreten bin. Denn ich war Zeuge, wie Ignatius für sie eintrat, und wußte, wie viele gute und treue Mitglieder aus jener Klasse die Gesellschaft besaß, und deren Zahl größer war, als man dachte. Denn wir haben das Leben nach unserer heiligen Einsicht aufgefaßt und jeden nur nach seinen Werken eingeschätzt. Jetzt aber, wo es von Denkschriften nur so hagelt, wo sich so viel Ehrgeiz in diesem Volke entpuppt, sehe ich die Notwendigkeit ein, Abhilfe zu schaffen. Nur dachte ich — fügt der Berichterstatter hinzu — daß es sich hier um eine Sache handelt, wo man Taten schaffen muß, aber wenig reden noch Aufsehen erregen darf. Denn ich weiß, wie viele Unannehmlichkeiten und Versuchungen früher und auch zur Zeit Ihres Vorgängers schon der Schatten einer Lösung dieser Schwierigkeit hervorgerufen hat“ (Ep. Hisp. XXXI, B., f. 183).

Als der Antrag in der Versammlung eingebracht wurde, der übrigens niemand neu war, stimmten fast alle für das harte, doch gründliche Dekret. Nur ein Abgeordneter, José Acosta, erhob lebhaften Widerspruch. Ganz begreiflich, denn auch er war ein „cristiano nuevo“ und stand dem Kreise der Neuerer, die so viel böses Blut erregt hatten, sehr nahe. Man hatte ihn sogar im Verdacht, ebenfalls gegen die Ordensverfassung intrigiert zu haben, was er aber leugnete. Ein anderer Pater, Francisco Arias, hielt das Dekret nicht für nötig. Das war alles! Die Gesellschaft Jesu war also, durch eigene Erfahrungen gewisigt und gezwungen, zu antisemitischer Gesetzgebung fortgeschritten.

Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck jene Dekrete auf die zeitgenössische Welt, insbesondere die Betroffenen machen mußten. Denn ihre Zahl und Bedeutung war nicht gering, wie allgemein zugegeben wird. Gegen einige mußte zudem, gemäß Beschluß der gleichen Generalkongregation, das Disziplinarverfahren wegen Auflehnung eingeleitet werden, das zu ihrer Entlassung führte. Was mag wohl der damals hochmächtige Kardinal Toledo, der Günstling des Papstes Klemens VIII., dessen Machenschaften mehrmals störend in die Verhandlungen eingriffen und auch nachher viele Schwierigkeiten bereiteten, was mag dieser hochbegabte, aber ehrgeizige Emporkömmling damals gedacht und gefühlt haben? Durch den Orden war dieser Marañón groß geworden. Er hatte ihm jedoch schlecht vergolten. Das Dekret und dessen Begründung war auch für ihn eine feierliche Anklage. Der Kardinal wie sein päpstlicher Gönner mußten höchlichst erstaunt sein, als sie sahen, mit welcher zielsicheren Entschlossenheit und tapferen Einmütigkeit die Versammlung voranging. Der Papst freute sich der Enttäuschung, Toledo aber litt unsäglich. Doch er schwieg über den Punkt, der ihn am schmerzlichsten traf.

Wie zu erwarten war, begegnete die Ausführung jenes Dekretes in seiner harten Strenge sehr großen Schwierigkeiten. Die gewissenhafte Anwendung mußte zu großen Gehässigkeiten und Widersprüchen, zu unerquicklichen und endlosen Nachforschungen über Familienangelegenheiten führen, die das An-

sehen der Gesellschaft in gleicher Weise schädigten wie vorher ihre Weitherzigkeit. Als daher 1608 die sechste Generalversammlung zusammentreten sollte, beschäftigten sich die vorbereitenden Provinzialversammlungen, namentlich in Spanien, noch einmal eingehend mit dem Dekret gegen die Judenchristen. Von dorthier liefen dann mehrere Gesuche bei der Generalversammlung in Rom ein, es möchte jenes gehässige Verbot entweder aufgehoben oder wenigstens gemildert werden. Vor allem war es die Provinz Aragonien, die in den stärksten Ausdrücken die Zurücknahme beantragte. Von den Veteranen, die den hl. Ignatius persönlich gekannt hatten, lebte nur noch Ribadeneira. Dieser Liebling des Heiligen, der dessen Denkungsart am besten kannte, war stets gegen ein Ausnahmegesetz in der Judensache aufgetreten. Schon bei Gelegenheit der fünften Generalversammlung hatte er dem General gegenüber alle Gründe zu Gunsten der Maraños geltend gemacht. Für ihn war das wohlüberlegte und beharrliche Vorgehen des hl. Ignatius maßgebend. In jenem Ausnahmegesetz sah er ferner nicht nur einen Verstoß gegen die Liebe Christi, sondern auch eine bedenkliche Lockerung der einmal festgelegten Verfassung des Ordens (Mon. Hist. Soc. Iesu, Ribadeneira II 374 ff.). Der hochverdiente Veteran benützte die neue Gelegenheit der sechsten Generalversammlung, um in einem längeren Schreiben an den General die alte Auffassung noch einmal geltend zu machen. Er schreibt: „Eure Paternität mußte meiner Ansicht nach die Aufhebung jenes Rassendekretes der letzten Generalversammlung versuchen und die Reinerhaltung unserer Konstitutionen betonen. Denn jenes Dekret wurde im Sturm jener Vorgänge geboren, die Eure Paternität kennen. Es war ein Ärgernis für alle, die christlich und vernünftig denken, wie für die Freunde der Gesellschaft; für die Mitglieder der spanischen Provinzen aber war es und ist es gehässig, wie die einmütigen Anträge auf Änderung beweisen. Es ist eine Ursache von Uneinigkeit, Klagen, Verdächtigungen und eine Quelle der Zwietracht“ (Astrain III 664). Er übersieht allerdings, daß der Grund jenes Dekretes vom Jahre 1593 durchaus nicht rassenstolze Geringschätzung der fremden Rasse und Abneigung an sich gewesen war, sondern lediglich der Gedanke, das Eindringen unruhiger Elemente in den Orden zu verhindern. Doch seine bewegte Schilderung der verhängnisvollen Wirkungen ist tief begründet. Für Portugal gibt er zu, daß die Umstände die Aufrechterhaltung des Dekretes verlangten, aber nicht für Spanien; und so tritt er wenigstens für ein Milderung ein, wünschte aber vollständige Abschaffung.

Das Ergebnis war eine tatsächliche Milderung. Das 28. Dekret der Generalkongregation ließ die alte Bestimmung für den einzelnen Fall notorischer Unehre eines judenchristlichen Kandidaten in Kraft. Bei Söhnen unbescholtener Familien und des Adels brauchten aber die Nachforschungen über den fünften Grad der Abstammung nicht hinauszugehen. Diese Erkundigungen mußten ferner geheim bleiben und nur mit der größten Schonung gemacht werden.

Durch diese Bestimmungen war dem Dekret der fünften Generalkongregation der größte Teil dessen genommen, was es bisher so gehässig gemacht hatte. Denn bislang konnten Neid und Verleumdungssucht bei jedem Kandidaten die Vermutung austreuen, daß irgend ein Urahne noch Jude gewesen sei, wo vielleicht eine Nachprüfung nicht mehr möglich war. Solange aber Zweifel

bestanden, war die Zulassung unerlaubt. Die Beschränkung auf den fünften Grad der Blutsverwandtschaft als äußerste Grenze der pflichtmäßigen Prüfung, genügte dem Zweck des früheren Dekrets, das nur Gewißheit haben wollte, für die vollkommene Durchdringung aller Bewerber mit echt christlichem, traditionellem Geiste.

Der Beschluß von 1608 blieb nun die ganze Zeit hindurch in unangefochtener Kraft bis auf unsere Tage bestehen. Von Bedeutung war er eigentlich nur für die einst so judenreichen Länder Spaniens und Portugals. Im siebzehnten Jahrhundert mußte mit Notwendigkeit das Geschlecht der Jesuiten israelitischen Blutes aussterben. Nur ohne Wissen und Willen der Oberen konnte, trotz der stets geübten und vorgeschriebenen Umsicht, eine Ausnahme vorkommen. So gelangte z. B. ein Antrag aus der portugiesisch-indischen Provinz von Goa in die achte Generalkongregation vom Jahre 1645, aus welchem hervorgeht, daß dortige Jesuiten schon die Professgelübde abgelegt hatten, als sich herausstellte, daß ihre Vorfahren jüdischen Glaubens gewesen waren. In einem solchen Fall war nichts mehr zu machen. Der Beschluß vom Jahre 1593 machte nur vor der endgültigen, feierlichen Bindung durch die Professgelübde, die meist erst viele Jahre nach dem Eintritt erfolgen, die Entlassung zur Pflicht, und auch da konnte der General noch anders entscheiden.

Je mehr übrigens der Orden erstarkte und sich auf andere Länder ausdehnte desto geringer wäre an und für sich die Beteiligung und der Einfluß der Judenchristenheit in der Gesellschaft Jesu geworden. Der Kampf gegen dieselbe in ihrem eigenen Innern mit dem stürmischen Ausscheidungsprozeß am Ende des 16. Jahrhunderts, ist eine ihr allein eigentümliche Erscheinung der Ordensgeschichte. Während in ihrem Schoße Chinesen und Japaner, Brahmanen und Indianersprößlinge mit Deutschen, Italienern, Franzosen und Engländern zusammenleben, besteht seit Jahrhunderten das Ausnahmefesetz gegen Abkömmlinge der jüdischen Rasse.

Als im Herbst 1923 die letzte Generalversammlung des Ordens damit umging, die eigene Gesetzgebung dem neuen Kirchenrecht anzupassen, handelte es sich auch um das Schicksal des 28. Dekretes der sechsten Generalkongregation. Das Dekret 27 enthält neue Milderungen. Zunächst soll fortan der Ausschluß nur bis zum vierten Grade gelten. Wenn also vom Urgroßvater an die Familie katholisch gewesen ist, so liegt kein Hindernis vor, das die Aufnahme verböte. Ferner wird festgesetzt, daß der General immer dispensieren kann. Eine Aufnahme ohne solche Dispens ist zwar verboten, aber nicht ungültig. Schließlich wird ausdrücklich erklärt, daß die Abstammung mütterlicherseits keine Rolle spielen soll. Dieser Fall war schon im Jahre 1886 durch Papst Leo XIII. in diesem Sinne entschieden worden¹.

Das ist also die geschichtliche Entwicklung und die verfassungsmäßige Grundlage für die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Jesuiten und Juden,

¹ „Impedimentum originis complectitur omnes ex judaica gente oriundos, nisi constet eorum patrem et avum et proavum Ecclesiae catholicae adhaesisse (nulla maternae originis ratione habita). Qui hoc impedimento obstringuntur, sine facultate Generalis illicite, etsi non invalide admitterentur“ (Decr. 27).

Jesuitismus und Judentum. Danach mag man sich eine Vorstellung machen, wie sehr es im Orden „wimmelt“ von „Judensprößlingen“. Einer der besten Kenner unserer alten und neuen Ordensgeschichte, P. Bernhard Duhr, schrieb unter dem 22. Juni 1924 im „Bayerischen Kurier“: „In der ganzen Ordensleitung ist kein getaufter Jude, wie man aus den gedruckten Katalogen feststellen kann; kein „Führer“ ist getaufter Jude. Unter den übrigen Ordensmitgliedern war und ist ein getaufter Jude ein weißer Nabe. Im verflossenen halben Jahrhundert sind mir nur zwei getaufte Juden unter den Jesuiten begegnet, einer in Frankreich, einer in Deutschland. Beide traten wieder aus. Augenblicklich befindet sich in den beiden deutschen Ordensprovinzen kein einziger getaufter Jude.“

Wenn demnach der Jesuitenorden schon durch die Fundamente seiner Verfassung der Gefahr vorbeugt, dem Einflusse jüdischen Blutes und Geistes ausgesetzt zu werden, wenn geschichtlich feststeht, daß die Gesellschaft Jesu mehr als ein anderer Orden sich anstrengt, judenfrei zu bleiben, so fallen auch alle Vermutungen über geistige und geschäftliche Interessengemeinschaft. Die Stellungnahme des Jesuitismus zum Judentum kann keine andere sein als die Stellungnahme der katholischen Kirche, wie auch umgekehrt das Judentum sich gegen den Jesuitenorden nicht anders stellt als gegen die katholische Kirche.

Das gläubige Judentum verehrt wie wir den einen wahren Gott, und seine Religion ist der Offenbarungsglaube des Alten Testaments, den auch das Christentum zur Voraussetzung hat.

Doch seit Christus trennen sich die Wege. Ein Teil Israels nahm das Heil, das der Sohn Davids brachte, gläubig an und ging in der katholischen Kirche geschichtlich auf. Ein anderer hält an dem Alten zähe fest und wartet mit Verwerfung des Christentums noch immer auf die Erfüllung der Verheißung Abrahams. Israels Religion war der Schatten, der dem Lichte weichen muß. Da er aber nicht weichen will, wird er zum Feind des Lichtes, und der feindliche Gegensatz ward zur Irrlehre. Wir Christen denken wie der aus dem Judentum hervorgegangene Paulus: „Wenn jemand nicht lieb hat unsern Herrn Jesus Christus, so sei er geächtet.“ So schreibt derjenige, der zu gleicher Zeit bereit ist, für sein unglückliches Volk den Tod zu erleiden. Christi Name, Jesu Name ist für die Juden der größte Stein des Anstoßes, der Gegenstand glühenden Hasses. Wie kann sich also Jesuitengeist mit Judengeist vertragen?

Neben dieser dogmatischen Stellungnahme gibt es aber noch eine andere: die persönliche, seelische. Da gilt das Wort des hl. Augustinus: „Occidite errores, diligite errantes — Vernichtet den Irrtum, aber liebet die Irrenden!“ Das ist christliche Auffassung, das ist Jesuitismus. Als apostolischer Orden muß er eine besondere Freude darin empfinden, das Seelenheil auch der Juden zu suchen. Ein beredtes Zeugnis für diese Gesinnung bietet in unsern Tagen die Tätigkeit des englischen Jesuiten P. Day im Judenviertel von London, wo er jede Woche vor versammeltem Judenvolk die christlichen Wahrheiten verkündigt. Eine seiner schönsten Eroberungen war die Bekehrung von Hans Herzl, dessen Vater, Dr. Theodor Herzl, Begründer und Führer der zionistischen Bewegung gewesen ist. Am Feste des hl. Raphael 1924 legte der Neophyt in der Kapelle der Sionschwestern in London das katholische Glaubensbekenntnis ab. Im Sinne dieses Beispiels bekennen wir, daß wir das gleiche Ziel erstreben

wie das Judentum, nämlich die Vollendung des Gottesreiches auf Erden. Die orthodoxen Israeliten warten noch immer auf den König, der es gründen soll. Wir wissen aber, daß er schon gekommen ist. Sie wollen die Herrschaft Christi nicht anerkennen; darum ist das auserwählte Volk ein verworfenes Volk geworden. Aber auch wir beten: „Zu uns komme dein Reich!“ Denn der Endsieg des Gottkönigs und der „Tag des Herrn“ muß noch kommen. Dann wird, nach der Hoffnung des hl. Paulus, auch Israels Trotz aufhören, wenn nämlich die Fülle der Heidenvölker in das Reich Gottes wird eingetreten sein. Dann wird es keinen Gegensatz mehr geben zwischen Rasse und Rasse, Nation und Nation, Jude und Christ, Judentum und Jesuitismus: die Liebe wird gesiegt haben!

Ludwig Koch S. J.